

Unterhaltungs-Beilage

Das Glück im Osten

ROMAN VON KARL ELLMAR

[14. Fortsetzung.]

Copyright 1928 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

IX.

Als Hella aus dem Park zurückkehrte, sah sie vor dem Hoteleingang einen roten Sonnenschirm auf und ab marschieren. Sie wollte rasch abbiegen und von der Parkseite durch die Weinterrasse das Hotel betreten, als das zierliche Persönchen unter dem Sonnenschirm sich wippend auf den Absätzen herumdrehte und überrascht stehen blieb. Es faßte sich aber gleich wieder und kispelte in vornehm sein sollender Gelassenheit: „Ah — sieh da. Tag, Fräulein Baars. Auch in Lugano?“

„Guten Tag, Fräulein Czelnowski“, sagte Hella freundlich und gab ihr die Hand.

Die Kleine machte eine Kopfbewegung zu der Brunnfassade des Hotels. „Wohnen Sie hier in diesem Hotel, Fräulein?“

„Ja.“

Fräulein Czelnowski ließ den Sonnenschirm auf ihrer Schulter langsam kreisen. „Ich hab's mir auch überlegt“, sagte sie leicht hin. „Aber dann habe ich mich doch für eine kleine, aber sehr feine Fremdenpension entschieden. Ich fand diesen Trubel in den großen Hotels von jeher gräßlich. Einfach gräßlich. In den vornehmen Privatpensionen ist man mehr Individuum. Ich bin immer gern individuell.“

„Ich weiß“, lächelte Hella.

„Von Lugano bin ich enttäuscht“, plapperte sie weiter. „Es fehlt der internationale Schmick. Wo ist eigentlich der Schlüssel zu der linken oberen Schreibtischschublade?“

„Zu welcher Schreibtischschublade?“

„Zu der oben links. Ich habe ihn wochenlang gesucht, aber noch nicht gefunden.“

„Ich weiß wirklich nicht, was Sie meinen, Fräulein Czelnowski“, sagte Hella ungeduldig.

„Aber das ist doch ganz klar, Fräulein“, meinte sie mit einer raschen Handbewegung. „Es fehlt der Schlüssel zu der oberen linken Schreibtischschublade im Direktionszimmer des Herrn Direktors van Hagen —“

„Ach so . . .“

„Ja, was meinten denn Sie? Davon spreche ich doch dauernd. Wissen Sie denn nicht, daß ich die Privatsekretärin von Herrn van Hagen geworden bin?“

„Nein, ich hatte davon keine Ahnung, Fräulein Czelnowski“, sagte Hella. „Meinen Glückwunsch.“

„Danke. Sehr liebenswürdig. Ja — ich habe natürlich immens zu arbeiten. Keine ruhige Stunde. Vor zehn Minuten habe ich zum Beispiel ein sehr wichtiges Gespräch vermitteln müssen.“

„Auf dem Telephonamt?“

„Ach wo.“ Fräulein Czelnowski zeigte mit der Schirmspitze auf das Hotel. „Hier, da drinnen. Van Hagen ist ja manchmal geradezu sublim. Er sagte einfach: Fräulein Czelnowski, sagte er — bitte bemühen Sie sich sofort nach dem Hotel. Im Auto natürlich. Und kaufen Sie sich vorher einen neuen Hut auf Geschäftskosten. Ganz egal, was er kostet. Ausgaben spielen gar keine Rolle. Kolossal großzügig, nicht?“

Hella hörte belustigt zu.

„Ich habe natürlich gleich einen Hut um 150 Francs gekauft“, sagte Fräulein Czelnowski triumphierend. „Das ist er. Wie gefällt er Ihnen, Fräulein?“

„Sehr hübsch“, beteuerte Hella.

„Nicht wahr? Es gibt ihn bloß in zwei Exemplaren. Den andern trägt die Comtesse Oriola.“

„So“, meinte Hella.

„Comtesse Oriola. Ja — wo ist nun eigentlich der Schlüssel?“

„Das kann ich Ihnen wirklich nicht sagen, Fräulein Czelnowski. Ich denke, ich habe ihn stecken lassen.“

„Aec, eben nicht“, sagte die Kleine Czelnowski energisch.

„Da kaufen Sie sich, Fräulein. Er hat nicht gesteckt.“

„Ja — was nun?“ lachte Hella.

„Ich werde nach meiner Rückkehr nach Berlin Anweisung geben, einen neuen Schlüssel anzufertigen“, erwiderte Fräulein Czelnowski stolz.

„Wie geht es Herrn Direktor van Hagen?“ fragte Hella.

„Danke, gut. Er ist zur Zeit oben bei diesem Kaffer von Privatsekretär. Denken Sie mal, der Kerl sagt zu mir, zu einer Dame, ganz einfach: bedauere! Sonst gar nichts als: bedauere! Punkt den Federhalter ein und schreibe seelenruhig weiter. Hat eine dicke Brillantnadel in der Krawatte stecken und sagt einfach zu einer Dame: bedauere! Na — ich habe ihm aber das Nötige gesagt, diesem ungebildeten Lummel. So klar hat eine Dame bestimmt noch nicht mit ihm gesprochen. Wissen Sie, was ich gesagt habe? Ich habe einfach gesagt: ‚Mahlzeit, Sie Kaffer!‘ und habe die Tür hinter mir zugeschmissen. Bin in mein Auto gestiegen und habe van Hagen erklärt: ich bin nicht gewöhnt, mit ungebildeten Menschen zu verkehren. Punktum!“

Van Hagen war also im Hotel. Hella verabschiedete sich rasch und eilte auf ihr Zimmer. Eine Begegnung mit Herrn van Hagen wollte sie möglichst vermeiden.

Nach einiger Zeit brachte die Jose eine Karte. Hella warf einen Blick darauf und sagte: „Bestellen Sie, ich sei nicht zu sprechen.“

„Donnerwetter“, erkante van Hagens Stimme unter der Tür. „Tag, Fräulein Baars! Wer hätte das gedacht! Tag! Tag! Wie geht's? Das nenn' ich eine Ueberraschung!“

Er streckte ihr jovial die Hand hin und nahm ohne Aufforderung Platz. „Fräulein Czelnowski erzählt mir soeben, Sie seien hier. Na, denke ich, die Gelegenheit, Ihnen Guten Tag zu sagen, kann ich unmöglich vorübergehen lassen. Und nun sagen Sie glatt zu dem Mädel da, Sie seien nicht zu sprechen. Wie soll ich mir das erklären?“

„Ich habe es sehr eilig, Herr van Hagen“, sagte Hella. „Ich — —“

„So, so. Reist, daß wir uns treffen. Darf ich Sie zu einer Tasse Schokolade ins Bestbüro einladen, Fräulein Baars?“

„Vielen Dank, Herr van Hagen“, sagte Hella höflich. „Aber Sie sehen ja, ich habe keine Zeit —“

„Bloß auf ein paar Minuten, Fräulein Baars — —“

Hella stand auf. „Es geht nicht, Herr van Hagen.“

Der Direktor blieb ruhig sitzen und überfah mit der ihm eigenen Selbstverständlichkeit die Geste Hellas, die ihn zu gehen aufforderte.

„Reizend wohnen Sie hier, Fräulein Baars“, sagte er und sah sich gründlich im Salon um. „Und einen wirklich hübschen Blick auf den See. Ich wohne wesentlich einfacher. Ja, was ich sagen wollte: Also mir brennt der Kopf vor lauter Geschäften. Ich wollte mich hier ein paar Tage ausruhen. Aber es war wieder einmal Essig. Die Arbeitslast wurde so groß, daß ich Fräulein Czelnowski nachkommen lassen mußte. Das arme Ding sitzt den ganzen Tag im Zimmer, stenographiert, tippt und tippt. Ein derartiger Hochbetrieb, kann ich Ihnen sagen. Es ist geradezu aufreibend.“

Hella merkte aus den langen Umschweifen, die van Hagen machte, daß er mit einer bestimmten Absicht gekommen war. Sie erwiderte daher nichts und ließ eine Pause eintreten.

Van Hagen rückte unruhig auf dem Sessel hin und her. „Ich bin natürlich nicht umsonst ausgerechnet nach Lugano gekommen“, fuhr er fort. „Sie hatten damals in Berlin die Güte, Fräulein Baars, die Geschäftsverbindungen mit Herrn Yao anzubahnen. Erinnern Sie sich noch? Nicht wahr? Eine Zeitlang war alles ganz schön im Fluß. Seit neuestem stockt die Geschichte etwas. Ich hoffe: vorübergehende Sache, die sich wieder beheben wird. Immerhin könnte eine persönliche Aussprache nichts schaden. Ich wollte in Berlin zu Yao: da war er weg nach London. Ich war schon reisefertig nach England, als ich gerade noch von dem Londoner Hotel erfuhr, er wohne bereits in Paris. Na, denke ich, auf nach Paris, schicke aber vorsichtshalber vorher ein Telegramm an seinen Privatsekretär. Antwort: Aufenthalt für die nächste Zeit völlig unbestimmt. Das heißt auf Deutsch: Laß mich in Ruhe. Aber hintenrum erfuhr ich doch: in Mailand und Lugano sind Zimmer vorausbestellt worden. Ein paar Stunden später saß ich auf der Bahn, und nun . . . nun treffe ich zu allem hin noch Sie hier, Fräulein Baars. Das ist geradezu ein Fingerzeig des Himmels. Nämlich: Yao ist hier! Er wohnt unter demselben Dach wie Sie, Fräulein Baars! Hier in diesem Hotel! Ich war gerade ein paar Minuten bei ihm. Und was sagt der Kerl zu mir? Klar und rund heraus sagt mir der Kerl ins Gesicht: er habe für meine Vorschläge kein Interesse mehr. Was sagen Sie dazu?“

Hella zuckte die Schultern. „Das ist sehr unangenehm für Sie, Herr van Hagen.“

„Unangenehm?“ rief der Direktor. „Katastrophal ist das! Ich dachte, durch den Mann eine dicke Stange Geld zu verdienen.“

„Vielleicht hat Herr Yao diese Absicht bemerkt und — —“

„Ach wo!“ sagte van Hagen grob. „Kurz und gut, Fräulein Baars, ich nehme an, Sie haben noch Interesse an Ihrem alten Direktor, der Sie doch immer anständig behandelt hat — — oder habe ich das etwa nicht getan?“

„Gewiß“, sagte Hella. Sie wurde allmählich ungeduldig und zwang sich zu äußerer Ruhe.

„Na also. Ich wußte ja, daß ich mich nicht umsonst an Sie wende. Tun Sie mir den Gefallen, machen Sie die Bekanntschaft von Yao — das ist ja eine Kleinigkeit im selben Hotel — und bringen Sie dem Mann bei, daß ich zu den angesehensten Firmen in Berlin gehöre, daß Sie meine Fähigkeiten genau kennen und — — nun, daß ich eben der gegebenen Mann für ihn bin! Einverstanden, Fräulein Baars?“

Hella schwankte, ob sie dem Direktor ihre Stellung bei Yao bekanntgeben sollte. „Herr van Hagen“, erwiderte sie nach einiger Ueberlegung, „Sie haben mir früher mehrfach gesagt, Herr Yao sei für Sie nichts als eine große Meßkuß. Sie verlangen von mir Fürsprache für etwas, das ich innerlich nicht billigen kann. Ich würde mich sozusagen mitschuldig machen. Daher muß ich Sie bitten, meine Hilfe nicht in Anspruch zu nehmen.“

Van Hagen sah sie groß und erstaunt an. Dann griff er in die Brusttasche und holte sein Scheckbuch hervor. Er

trommelte mit den Fingern darauf und sagte lächelnd: „Fräulein Baars — das ist nicht Ihr Ernst. Sie können ein schönes Stückchen Geld verdienen, wenn Sie die Geschichte richtig fingern —“

„Das haben Sie mir schon einmal versprochen, Herr van Hagen“, entgegnete Hella lächelnd.

„So? Hab' ich das? Davon müßte ich doch etwas wissen.“

„Ich nehme an, Sie haben es im Orangerie der Geschäfte wieder vergessen, Herr van Hagen.“

„Das tut mir aber leid, Fräulein Baars“, sagte der Direktor schnell und freundlich. „Wirklich, ich bedaure das sehr. Warum haben Sie mich nicht daran erinnert, Fräulein Baars? Nun ja — dann verbinden wir die Sache mit Ihrem jetzigen Auftrag, nicht wahr? Wenn Sie den glücklich zu Ende führen, schreibe ich Ihnen einen Scheck auf —“

„Sie werden nie in die Lage kommen, den Scheck ausfüllen zu müssen, Herr van Hagen!“ sagte Hella bestimmt.

„Fräulein Baars — wenn ich Sie aber wirklich bitte —“

„Ich kann das nicht, Herr van Hagen!“

„Sie haben es aber doch schon einmal getan!“

„Ja“, sagte Hella. „Ich habe damals lediglich eine Unterredung zustande gebracht. Heute soll ich aber weit mehr tun, Herr van Hagen.“

„Sol!“ sagte van Hagen. „Wer steht Ihnen denn eigentlich näher: Ihr alter Direktor oder dieser gelbe Mongole? He?“

Hella sah ihn kühl von oben an. „Jetzt zwingen Sie mich, Herr van Hagen, Sie mit einer Veränderung bekanntzumachen, die inzwischen eingetreten ist“, sagte sie ruhig. „Seit einigen Wochen bin ich die Privatsekretärin des Herrn Yao.“

Van Hagen sah sie zunächst sprachlos an. Dann streckte er ihre beide Hände hinüber. „Das ist ja großartig! Meinen herzlichen Glückwunsch! Ich bin ja einfach platt!“ Er drohte ihr mit dem Finger. „Also deshalb haben Sie mich im Stich gelassen. Das ist 'ne Ueberraschung. Na, um so besser. Dann ist ja überhaupt alles in schönster Ordnung.“

„Wieso?“ fragte Hella erstaunt.

„Sie sind köstlich, gnädiges Fräulein!“ rief er mit erzwungener Fröhlichkeit. In Wirklichkeit erkannte Hella, daß er nur noch einen letzten ängstlichen Versuch machte, sie umzustimmen. „Köstlich sind Sie! Dann kostet es Sie ja nur ein paar Worte, und alles ist wieder im Blei.“

„Herr van Hagen“, sagte Hella klar und bestimmt, „diese paar Worte werden von meiner Seite nicht fallen.“

„Was!“ rief er. „Sie lassen mich sitzen? Das ist nicht Ihr Ernst.“

Hella blickte an ihm vorbei und schwieg.

Van Hagen sah, daß er nichts mehr ausrichten konnte. Er blinzelte sie mit frechem Lächeln an und stand langsam auf. „Also nicht. Sehr schade. Jetzt wird mir aber vieles klar. Also deshalb die Ablehnung und heute der Bruch mit Yao —“

„Ihre Person ist von mir Herrn Yao gegenüber noch nie mit einer Silbe erwähnt worden“, sagte Hella. „Weim es inzwischen zum Bruch gekommen ist, so müssen Sie die Schuld nicht bei mir suchen, Herr van Hagen.“

„Erlauben Sie, daß ich mir darüber mein eigenes Urteil bilde, Fräulein!“ erwiderte er lächelnd und verbeugte sich ironisch. „Jedenfalls alles Gute für den Beruf, den Sie zur Zeit ausüben. Privatsekretärin! — Kennen wir . . .“ Er zwinkerte mit den Augen. „Warum haben Sie da den langen Umweg zu Yao gewählt, Kleinen? Das hätten Sie doch bei mir viel einfacher haben können!“

Hella kühlte, wie ihr das Blut aus den Wangen wich. Als van Hagen ging und die Tür hinter sich weit offenstehen ließ, trugen sie die Füße kaum die paar Schritte, um die Tür zu schließen. In zitternder Erregung blieb sie stehen. Was tun? Yao rufen? An den Vater nach Berlin schreiben? Dem Bruder Horst Mitteilung machen?

(Fortsetzung folgt.)

Das Geheimnis Des Balkons.

Von Käthe Schniger.

Er steht aus wie zehntausend andere Balkons in den Miethäusern des Berliner Westens und genau so harmlos. Ein Verschlag aus mattem Glas nach der Wetterseite; nach der Straße zwei giftgrüne Kästen mit wildem Wein; zwischen ihnen drei Belargonienstöcke mit brennendroten Blütendolden, und über dem Ganzen eine grau-rot gestreifte Markise.

Auch was auf ihm vorgeht, scheint weiter nicht ungewöhnlich. Was sollte denn daran ungewöhnlich sein, daß dort ein Kinderwagen steht? Das heißt: wenn es wirklich ein Kinderwagen ist. Fest steht für mich nur, daß sich da ein Kind befinden muß.

Ich sage: muß . . . Denn ich habe dieses Kind ebenso wenig jemals mit eigenen Augen gesehen wie den Kinderwagen oder was es sein mag. Unter den Nachbarn nebenauf und gegenüber — und zwar in allen Stockwerken, vom Grinkramkeller bis zum Maleratelier — gibt es Leute, die nicht einmal an ein Kind glauben wollen. Sie behaupten, das unheimliche Ding, das man nicht sieht, sei gar kein Baby, sondern eine Kasse, der man — Gott weiß zu welchem Zweck — andauernd auf den Schwanz tritt. Andere meinen, es handle sich um eine sinnreiche Maschine, die durch einen in der Wohnung hinter dem Balkon betriebenen Mechanismus gezwungen werde, dieses durchdringend quäkende, quiekende, bald jämmerliche, bald jauchzende Geräusch, das die halbe Straße zur Verzweiflung bringt, fast ohne Pause von sich zu geben. Das könne ja ein einzelnes menschliches Wesen unmöglich leisten! Wenn es einmal still ist und die gequälte Einwohnererschaft aufatmen wolle, dann hüfche eine Frauengefalt über den geheimnisvollen Balkon, und man habe den bestimmten Eindruck, als ob sie einen Hebel stelle, um einen noch höheren und schrilleren Schreigrad zu erzielen.

Meine Freundin Lotte, die uns gegenüber wohnt, im Erdgeschoß des Hauses, das dem Grundstück mit dem mysteriösen Balkon benachbart ist . . . meine Freundin Lotte meinte, man müßte im Interesse der Bewohner unserer sonst so stillen Straße endlich etwas tun gegen den nervenzerreißenden Unfug. Sie wisse auch schon ein Mittel, von dem sie sich außerordentlich viel verspreche. Ihre Schwiegermama, eine fast stocktaube Dame, besitze einen uralten grauen Papagei, der in seiner Gegend geradezu berühmt sei als Krämer und Kveischer. Selbst seiner schwerhörigen Herrin sei sein überlautes Wesen zu viel geworden; sie habe ihn deshalb großzügig dem Zoologischen Garten geschenkt, aber schon nach drei Tagen von der Direktion einen dringenden Brief erhalten, das Tier wieder abzuholen, weil — ich glaube, meine sehr temperamentsvolle Freundin überreibt da ein wenig — weil die Elefanten, Flußpferde und Nashörner in ihren Gehegen scheu würden, wenn Schwiegermamas Liebling im neuen Vogelhaufe seine Stimme erhebe; von den weniger dachhäutigen Bestien zu schweigen . . .

Diesen Papagei wolle sie sich für ein paar Tage leihen und auf ihren Balkon stellen . . . Und sie sei sehr gespannt, ob er das unsichtbare Ding auf dem geheimnisvollen Balkon nicht ein für allemal zur Ruhe und seine etwaigen Eltern, Pfleger oder Wärter zur Räson bringen werde . . .

Diese Absicht ließ sich Lotte selbst durch unsere inständigsten Bitten nicht ausreden, und zwei Stunden später hatte der Nachevogel, wie wir von unserem Erker aus beobachten konnten, seinen Posten bezogen . . . Meine Freundin winkte fröhlich herüber und gab uns pantomimisch zu verstehen, daß wir uns die Ohren verstopfen sollten, weil das Lärmorgel allsogleich beginnen müsse — diesmal ein Duett, da die Schreimaschine hinter den Belargonien just in vollster Tätigkeit sich befand.

Indes: das so feierlich angekündigte, von uns mit Furcht erwartete Kveischduett ging nicht los. Der berüchtigte Vogel blieb stumm und überließ es dem Baby — ich persönlich halte es ja dafür — die Straße mit seinem Sologeschrei zu erfüllen, das uns sonst unbedingt in die Flucht geschlagen hätte.

Diesmal harreten wir aus. Ja, mein Mann holte sogar sein Opernglas, um meine anscheinend fassungslose Freundin und den widerspenstigen Papagei besser beobachten zu können. Warum schrie er nicht, wie es angeblich seine Gewohnheit war? Weshalb streifte er? Fühlte er sich vielleicht dem Baby nicht gewachsen und wollte den Wettkampf nicht annehmen?

Ganz still saß er da, gleichsam in sich selbst versunken. Das gestäubte Gefieder verriet, daß in seiner Seele Ungewöhnliches vorging. Was aber mochte das sein? Auch Lotte schien es nicht zu wissen. Sie stand, ein Stöckchen in der Hand, vor dem Käfig und bedrohte damit den Vogel, der sie so schmählich im Stiche gelassen, immer heftiger — aber er beachtete sie gar nicht, sondern reckte den Kopf von ihr weg in die Richtung des geheimnisvollen Balkons, woher, peinlicher und durchdringender als je, das Quarren, Quieken und Quietschen kam.

Endlich . . . endlich eine Pause . . . Der Augenblick der Ruhe . . . Ah . . .

Aber — was — — war — — das! . . . Es begann ja von neuem . . . Leise erst, doch ganz deutlich . . . das Quäken und Quieken, das eben aufgehört hatte . . . Dasselbe . . . genau dasselbe . . . Und nahm von Sekunde zu Sekunde an Stärke zu . . .

Nur daß es diesmal nicht von oben herunterkam, sondern von unten herauf. . . vom Parterre-Balkon meiner Freundin Lotte! Ihr Papagei war es, der, mit einmal sehr munter geworden, wild mit den Flügeln um sich schlug und dabei die Laute herverbrachte, die er dem Baby abgelautet hatte.

Doch was sage ich: Laute? Sozusagen die ganze Technik dieses entsetzlichen Schreiens hatte der geniale Vogel sich angeeignet . . .

Laut . . . lauter . . . immer lauter . . . An den Fenstern der benachbarten und gegenüberliegenden Häusern erschienen verstörte Gesichter. Aber man bemerkte gleichzeitig, woher der Spektakel kam, und drohende Worte wurden vernnehmbar über den unerhörten Skandal, gegen den man die Polizei zu Hilfe rufen werde. Von einem Kinde kiese man sich zur Not das Gequatsche noch gefallen, aber es sei eine beispiellose Roheit, friedliebende Menschen durch einen wahnsinnig gewordenen Papagei zu quälen.

Besagtem Papagei schien dies ebensoviel Spaß zu machen wie die Ansammlung von johlenden Kindern vor dem Balkon und das Bellen und Heulen der Hunde — er hörte erst auf, als es ihm selber genug schien.

In dem gleichen Augenblick aber erhob das echte Baby seine Stimme — Und wieder duckte sich der Papagei und lauschte mit gestäubtem Gefieder, um dann, als es auf dem geheimnisvollen Balkon still wurde, wieder loszuliegen, diesmal noch eindringlicher, noch natürlicher, denn nun hatte es auch alle Nuancen weg und gab sie mit Genugtuung zum besten.

Darauf beschlossen wir, schleunigst einen Ausflug zu machen. Als wir nachts nach Hause kamen, klingelte Lotte an. Sie müsse uns noch heute erzählen, daß das liebe Tierchen sich, Gott sei Dank, wiederum bei Schwiegermama befinde. Bei ihr aber sei ein Polizeibeamter gewesen und habe ihr dringend geraten, den Papagei zu entfernen. Ein Strafmandat sei ihr zwar jetzt schon sicher, aber sie würde sich durch freundliche Nachgiebigkeit vielleicht vor dem berechtigten Unwillen der Nachbarschaft schützen können, wenn nicht vor schlimmerem . . .

„Und das Baby? . . . Und der geheimnisvolle Balkon?“ fragte ich.

„Natürlich habe ich das sofort zur Sprache gebracht. Und weißt du, was der Mann sagte? . . . Das sei eine verzierte Sache, sagte er. Nämlich: das Haus mit diesem Balkon sei doch ein Erd-Grundstück . . . Es gehöre zu Charlottenburg . . . Pass' mal gut auf . . . Das Haus gehört also zu Charlottenburg . . . Der Spektakel aber . . . verstehst du? . . . der Spektakel geht die Charlottenburger Polizei nichts an, weil er in Wilmersdorf verübt werde . . . Indem nämlich . . . ich weiß nicht, ob dir's völlig erfaßt hat . . . indem nämlich der Balkon auf die zu Wilmersdorf gehörende Straße geht, und der greuliche Lärm also in Wilmersdorf . . . Die Wilmersdorfer Polizei wiederum habe sich nicht um Dinge zu kümmern, die in einem Charlottenburger Hause . . .“

Sier brach die arme Lotte in ein herzbrechendes Schluchzen aus und hängte ab.

*

Leben in drei Minuten.

Von Ger Erud.

Der Streit zwischen ihnen und der gegenseitig entladene Zorn hatten ihren Höhepunkt erreicht. Er ging erregt zur Tür, warf sie in maßloser Wut hinter sich zu und ließ sie allein.

Da schlug ihre Empörung jäh um. Ihre bis dahin gewahrte unerbittliche Härte brach plötzlich zusammen, löste sich auf in ein banges Schluchzen und hingebende Weichheit. Noch nie hatte sie ihn so fassungslos gesehen. Er, der Korrekte und Gleichmütige, der Ruhige und Stills-Frohe, der temperamentlose Verstandesmensch, hatte bei ihren heißen Worten, ihren Beleidigungen und wilden Anklagen, plötzlich jede Beherrschung verloren, hatte aufgebracht wie ein verwundetes Tier, war aus dem Zimmer gestürzt, ein Wahnsinniger, ein Verzweifelter.

Was um Gottes willen wollte er tun? Wohin war er in der grenzenlosen Verwirrung seiner Sinne gerannt? Sie riß die Tür des Hotelzimmers auf, spähte angstvoll hinaus auf den matt erleuchteten Gang. Alles still, unheimlich still, grauenvoll still. Nicht mal das immer horchbereite Stubenmädchen der Etage war in der Nähe. Leise zog sie die Tür wieder zu. Stand in dem kalten, unordentlichen Hotelzimmer sehr verlassen und hilflos. Was hatte sie nur getan? Ihren geliebten, einzigen, wundervollen Gert hatte sie getränkt und verlegt, am Ende getötet. Ja, ja, ermordet hatte sie ihn, jetzt, in diesem Augenblick tat er sich ein Leid an aus Verzweiflung und Gram über die Härte und Grausamkeit. Sie sah seine versteinerten Züge, seinen schmerzlichen Mund, seine großen, braunen Augen, die ein einziger Vorwurf waren, und sie faltete plötzlich die Hände — oder vielmehr sie rang diese Hände — in einer spontanen Geste des innigsten und demütigsten Gebetes, daß Gott ihr nur dies nicht entum möge, daß sie ihn bald, nur bald gesund wiedersehen dürfe. Sie wiederholte einige Male ganz laut diese letzten Worte, wie um ein Bild zu betäuben, daß sie innerlich sah, einen Schrei zu übertönen, den sie immer deutlicher hörte. Ihr Mann war es, dessen todvergerertes Angesicht sie erblickte, sein letzter schwacher Hilfschrei, den sie

hörte, als die Sturzfluten des nahen Wasserfalls über ihm zusammenstürzten.

Schweißüberrieselt sank sie zusammen, tränengebadet und kraftlos. Sie wollte schreien und konnte es nicht. Nur ein leises, armseliges Wimmern kam aus ihrem Munde. Was sie ihm alles in diesen schweren Sekunden abbat, er konnte, er mußte es ihr zeigen: Die kleinen boshafte Frauenintrigen, die tausend Lügen und Eitelkeiten wuchsen in ihr zu einer drückenden, kaum noch tilgbaren Schuld. Jetzt war alles zu Ende. Unverföhnt war er von ihr gegangen — in den Tod.

Mühsam erhob sie sich. Saumelte bleich gegen den nächsten Stuhl, zog sich schwer empor an der Tischkante. Da öffnete sich die Tür. Er stand auf der Schwelle. Mit seinem alten, gleichmütigen Gesicht, das keine Erregung und Erschütterung kannte. Lächelnd und unbeschwert stand er in der offenen Tür und sagte ganz obenhin:

„Der Briefträger war noch gar nicht da, dabei ist es schon nach sieben, die Post müßte längst hier sein. Soffentlich kommt endlich ein Brief aus der Fabrik...“

Er unterbrach sich, spürte, daß gar keine Antwort von ihr kam. Sein Blick irrte im Zimmer umher, fand sie nicht gleich in der Dämmerung. Ja richtig, da saß sie, hockte zusammengekauert auf einem Stuhl. Er ging zu ihr, strich ihr ganz zerstreut über den Kopf und sagte:

„Du bist wohl schon eingeschlafen, Kleines, warst du so müde?“ — Und dann ging er sehr geschäftig zu der wackligen Hotelkommode, zog eilig die Schublade auf und entnahm ihr, sorgfältig prüfend, eine passende Krawatte für den Abendanzug. „Es ist Zeit, wir müssen uns zum Diner umziehen, welches nimmst du, das Blaue oder das Schwarze?“

„Das Schwarze...“, sagte sie tonlos. Ihre Gedanken jedoch sprachen Worte, die nicht laut wurden, die er auch niemals verstanden hätte.

Er hat alles, alles vergessen, klagte und schluchzte ihre Seele.

* Briefkasten.

Fr. P. Was bei einer Aussteuer als „standesgemäß“ zu verstehen ist, richtet sich einerseits danach, welche Stellung der Bräutigam einnimmt, andererseits nach den Vermögensverhältnissen, in welchen der Vater bzw. nach seinem Tode die Mutter lebt. Zur Aussteuer gehören die zum persönlichen Gebrauch der Tochter dienenden Sachen (wie z. B. Kleider, Wäsche) und die Haushaltungsgegenstände. Sie kann sowohl in Natur wie in barem Gelde gewährt werden.

Fr. J. F. Nach Artikel 14 der Pers.-Abbauverordnung vom 27. 10. 1923 (R.-Ges.-Bl. 1923 Teil I S. 99) konnten verheiratete weibliche Beamte gekündigt und entlassen werden. Die Personalabbau-Einstellungsverordnung vom 4. 8. 1925 hat den Artikel 14 der Verordnung vom 27. 10. 1923 abgeändert (RGBl. I S. 181 1925) und bestimmt, daß diese Verordnung am 31. 3. 1929 außer Kraft tritt.

Schu. Die Großschreibung der Substantive (Hauptwörter) kam erst allmählich im 18. Jahrhundert auf, jedoch nur schwankend in Luthers und S. Sachsens Schriften. Erst im 17. und 18. Jahrhundert wurde dieser Brauch allgemein, besonders bei Wörtern, die man hervorheben wollte. Die alten Griechen und Römer hatten die Großschreibung nicht, und die romanischen Völker Europas sind nie darauf eingegangen, Schweden und England sind nach den ersten Versuchen wieder davon abgekommen.

Hauswirtschaftliche Winke.

Speisevorschriften für Obst- und Rohkosttage.

„Sieber Lokal-Anzeiger,“ schreibt uns eine Leserin, „in Deiner „Unterhaltungsbeilage“ erscheinen so oft nette Rezepte für den Mittagstisch und anderes mehr! Kannst Du nicht auch mal ein paar Gerichte für den Obdttag bringen? Gleich mir, würden sicher viele Dicken Dir dankbar sein, wenn Du dadurch ein bißel Abwechslung für ihren Obdttag, den innezuhalten sonst gar so schwer ist, brächtest! Also bitte, bitte, sei so gut und hilf uns durchhalten!“

Kann man so eindringlicher Bitte widerstehen? — Unmöglich! Nachstehende Gerichte sollen der „armen hungernden Dicken“ die bösen Obdttage erträglich machen, denn die Obstkur ist das natürliche Mittel zum Fettabbau. In schwierigen Fällen werden reine Obdttage angeordnet, bei denen das Hungergefühl durch bestimmte Mengen verschiedener Früchte bekämpft wird. Auch Rohkosttage sind heute schon weit verbreitet. Obst- wie auch Rohkosttage dürfen nur mit Genehmigung und unter Aufsicht des Arztes ins Werk gesetzt werden.

Gefüllte Äpfel. Große, schöne Äpfel werden so weit ausgehöhlet, daß nur ein Boden stehenbleibt und werden dann mit geriebenen Nüssen und feingehackten Feigen gefüllt. Sie werden hierauf im Ofen als Bratäpfel hergerichtet.

Obst-Zwiebacksuppe. Der Boden einer Glasschüssel wird mit dünnen kleinen Zwiebacken belegt. Darauf schiebt man kleingeschnittene Ananas und Feigen. Letztere läßt man vorher aufquellen. Nach einigen Stunden sind die Zwiebacke vom Obstsaft durchzogen und die Speise ist sehr wohlschmeckend. Dieses Gericht ist für fast jedes Obst, besonders aber auch für Erdbeeren geeignet.

Reife Melonen mit Salz, Pfeffer oder Paprika.

Apfel-Mohrrübenbrei. Rohe Mohrrüben werden gerieben, worauf das doppelte Quantum auf der Apfelreibe geriebene Äpfel hinzugefügt wird. Sultanten, geriebene Nüsse und ein Schuß Apfelwein verfeinern den Geschmack.

Getrocknete Aprikosen läßt man eine Nacht weichen und ist sie dann mit geriebenen Nüssen vermischt.

Eine bunte Schüssel für den Rohkosttag. Sellerie, rote Rüben, Petersilienwurzel und Mohrrüben werden gerieben, auch Blumenkohl. Dieser wird jedoch vorher gebrüht. Weißkohl und Koll Kohl werden fein gehobelt. Jedes Gemüse wird für sich mit einer Prise Salz, gegebenenfalls auch mit einer Prise Zucker und mit Zitronensaft vermischt, und alles wird gemeinsam auf einer großen Platte in bunter Anordnung angerichtet. Verzehrt wird das Ganze mit Salatblättern und grüner Petersilie.

Reichsalat. Nachdem der Rettich geschält ist, wird er fein geschnitten oder gehobelt, wird gesalzen und muß einige Stunden zugebedeckt durchziehen. Vor dem Anrichten wird er nach Geschmack mit gewiegtem Schnittlauch bestreut.

Tomatensalat. Tomaten werden in Scheiben geschnitten und mit Salz, Pfeffer oder Paprika und Zitronensaft zurechtgemacht. Man richtet Tomatensalat gern zusammen mit Kopfsalat an, da dies eine sehr hübsche Farbenwirkung ergibt.

Spinatsalat. Ganz zarter, junger Spinat wird sauber gewaschen und mit Salz, Zitronensaft und gewiegtem Petersilie vermischt.

Kohlrabi-Rohkost. Junge Kohlrabi werden geschält, gerieben, ein wenig gesalzen, mit einem Schuß Apfelwein übergossen und müssen so eine Stunde durchziehen.

Tiere in Haus und Hof.

Schwächlinge auf dem Bienenstand sind ein Uebel, das man nicht dulden sollte. Sie sind nicht imstande, die Brut richtig zu wärmen und zu ernähren, geschweige denn Ueberfütterung zur Ernte für den Inker einzutragen. Auch alle Mühe, die man zu ihrer Pflege einsetzt, bringt wenig Erfolg. Wenn man sich einen ganzen Sommer durch mit ihnen herumgeplagt hat, kann man sie vielleicht zu Normalvölkern herangepöppelt haben. Das ist Sport, aber nicht Bienenzucht. Der letzte herbe Winter hat uns viele Schwächlinge geschaffen. Da heißt es, selbst hart sein und kaltblütig die schwachen Völker vereinigen. Die minder gute Königin wird getötet, auf einen Wabenbock werden die Waben des einen Volkes weit auseinander gehängt, in die Lücken werden die Brutwaben des entweifelsten Volkes gebracht, alles wird mit einem Duftmittel, wie Melissenessig in Honigwasser, mit der Blumenbrause übersprudelt, schnell zusammengerückt und wieder in die Bienenwohnung geschoben. Die Flugbienen leitet man durch vorgestellte Bretter oder Pappn zum richtigen Flugloch. Nun hat man ein vernünftiges Volk. Es bekommt eine ordentliche Portion Futter und wird später mit kleinen täglichen Nahrungsgaben getrieben. Man kann auf einen Schwarm rechnen von diesem gestärkten Volk und so die alte Völkerzahl wieder erreichen. Außerdem aber sind jetzt genug Bienen vorhanden, um eine etwa einsehende Tracht auszunutzen. Entstehen im Laufe des Sommers Schwächlinge, so soll man nachsehen oder nachsehen lassen, ob nicht irgendeine Krankheit die Schuld trägt. Sind es aber geringe Schwärme, die man aus irgendeinem Grunde meinte aufstellen zu müssen, so kann man ihnen auf die Beine helfen, indem man einige Waben mit auslaufender Brut aus besonders starken Völkern dazu gibt. Doch hüte man sich, die andern Völker dabei zu schwächen.

Praktische Kleinigkeiten.

Eigenrostflecke entfernt man aus Stoff mittels einer Lösung aus einem Teelöffel voll Salz und einem Dessertlöffel voll Zitronensaft. Der betreffende Gegenstand wird über eine Schüssel mit kochendem Wasser ausgebreitet und wird mit der Lösung so lange gerieben, bis die Flecke verschwunden.

Regentropfspuren auf Georgette-Seide bringt man leicht einmal vom Ausflug, auch schon dann mit heim, wenn der schützende Mantel das Kleid nicht ganz verhüllt und ein Regenguß überraschend niederging und Fahrt oder Gang zu festlicher Veranstaltung störte. Um den Schaden wieder gutzumachen, bügeln man den Seidenstoff unter einem nicht zu feucht aufgelegten Tuch, nachdem man sich zuvor von der Farbeständigkeit des Stoffes an einem Probchen überzeugt hatte.

Der Malerpinsel und der Hausputz hinterlassen die Fenster der Wohnung oft in bösem Zustand. Es stelle man sich eine Mischung von Del, Terpentin und pulverisiertem Bimsstein her, mit der die häßlichen Rückstände sich leicht entfernen lassen.